

Nummern zücken für eine Staatsbürgerschaft

Als ein Ausländer plötzlich Inländer werden wollte

Den Staat hassen ist einfach. schwierig wird es, wenn jemand plötzlich den Staat lieben will, sich an ihm reiben will und mit ganzem Herzen eine Beteiligung an diesem wunderlichen Gebilde einfordern will: die Staatsbürgerschaft.

«Heute werde ich ein richtiger Holländer», rief Trösenbeck an einem dieser grauen Amsterdamer Tage. Er hatte sich ein paar Jahre zuvor in der Grachtenstadt niedergelassen, die Sprache der HolländerInnen erlernt und festgestellt, dass roher Hering hinsichtlich Geschmack nicht zu übertreffen war. Trösenbeck hatte sich Klompen, die schweren gelben Holzschuhe, gekauft und wurde, wenn er sie trug, etwa fünf Zentimeter grösser, also schon fast so gross wie ein Holländer. Sein dunkles Haar versteckte er unter einer orangen Kapitänsmütze und war folglich äusserlich kaum noch vom «native Dutch» zu unterscheiden.

Wenn er den Mund öffnete und mit seinem schweizerdeutschen Akzent holländische Floskeln drosch, erkannte die Holländerin zwar sofort den Ausländer, da aber ein schweizerdeutscher ganz anders als ein deutscher Akzent klingt, war das einigermassen o.k.

Damit er ein waschechter Inländer werden konnte, musste er sich nur noch den Wisch ergattern, der ihm die Staatsbürgerschaft schwarz auf weiss bescheinigte: ein Pass des Königreichs der Niederlanden.

«Guten Tag, mein Herr», sagte er zu einem Schalterbeamten in der Halle «Bürgersachen» des gemeindlichen Registrierbüros, «ich will den holländischen Pass.»

Der Beamte war offensichtlich vom staatsbürgerlichen Eifer des Trösenbeck nicht gerade beeindruckt und sagte in gehässigem Ton: «Dann nehmen Sie bitte eine Nummer und warten Sie, bis Sie an der Reihe sind.»

«Und wo bitte, erhalte ich eine Nummer?»

Der Beamte wies auf einen Apparat in der Hallenmitte, der auf Knopfdruck kleine Zettel mit Nummern ausdrückte, die auf der Rückseite des Logo einer international tätigen Bierfirma zierten. Dieses hübsche Beispiel des Sponsoring im New Public Management trug die Nummer «491». Trösenbeck verglich die Nummer mit einer Anzeigetafel. Dort stand «212».

«Wenn die Bürokratie der Holländer so anständig effizient wie unanständig gesponsert ist, also schätzungsweise eine Behandlung pro Minute ermöglicht», rechnete Trösenbeck, «bin ich in viereinhalb Stunden an der Reihe.»

Er beschloss, einen Kaffee trinken zu gehen und besuchte einen Coffeeshop in der Nähe des Stadtgebäudes, wo er acht Kaffees trank. Vier Stunden später kehrte er zitternd zurück und sah die Nummer: «232». Er wollte gerade aufschreien, als er eine zweite Anzeigetafel erspähte, welche die Aufschrift «Pässe» trug und völlig andere Nummern zeigte. Dort leuchtete – oh, grosser Zufall – die Zahl «491».

Trösenbeck nahm seine Beine in die Hand, stolperte wegen den schweren Klompen und erreichte den freien Schalter genau in dem Moment, als die «491» zur «492» wurde. Der Schalterbeamte wies Trösenbeck an, eine neue Nummer zu pflücken.

«Hier sind alle gleich, Ausnahmen werden nicht gemacht», erwähnte er, als er sah, wie sich eine Protestwelle in Trösenbecks Mund formierte.

Trösenbeck respektierte diese Erwähnung, nahm sich die Nummer «522» und wartete erneut.

«Also, Sie wollen Niederländer werden», nuschelte eine adrette Beamtin, «dann muss ich

Ihren Pass sehen und Ihre Aufenthaltsbewilligung.»

Trösenbeck zückte den roten Pass mit dem weissen Kreuz und erklärte: «Ich wusste gar nicht, dass mein Aufenthalt bewilligt werden soll. Ich bin ja ganz nett, arbeite fleissig und zahle auch pünktlich die Miete, also mich hat noch nie jemand gefragt, ob mein Aufenthalt bewilligt ist. Wo kriege ich eine solche Bewilligung?»

Die Frau war sichtlich empört und fragte: «Und wie lange leben Sie schon ohne Aufenthaltsbewilligung hier?»

«Ein paar Jährchen, weiss nicht, ich nehme das mit den Zahlen nicht so genau», antwortete Trösenbeck und schielte auf die Anzeigetafel.

«Gehen Sie sofort zur Fremdenpolizei», befahl die Dame und gab ihm eine Wegbeschreibung, die ihn an das andere Ende der Stadt führen sollte.

Trösenbeck bestieg das Tram. Eine halbe Stunde später – es war inzwischen später Nachmittag – befand er sich bei der Fremdenpolizei. Auch hier gab es Nummern, allerdings ohne Apparat. Sie wurden von einem Polizisten höchstpersönlich verteilt.

«Gehen Sie gleich wieder nach Hause», sagte dieser, nachdem ihn Trösenbeck übertrieben freundlich gegrüsst hatte, «ich verteile nur am Morgen Nummern.»

«Aber ich muss meinen Aufenthalt bewilligen lassen», sagte Trösenbeck und zog sich die Kapitänsmütze bis knapp über die Augen.

«Und ich habe bald Feierabend», erwiderte der Polizeibeamte und zeigte auf den Ausgang.

Trösenbeck unterdrückte seinen Ärger und beschloss, am nächsten Tag früh aufzustehen.

Schon um halb Zwölf befand er sich am nächsten Morgen wieder vor dem Nummernpolizisten.

«Zu spät», sagte dieser, «alle Nummern für den heutigen Tag sind schon vergeben.»

Trösenbeck, gut gelaunt von einer traumreichen Nacht, fragte lächelnd: «Und warum gehen Sie nicht schon jetzt in den Feierabend?»

«Weil ich Leuten wie Ihnen sagen muss, dass sie zu spät sind», antwortete der Beamte und wandte sich ab.

Zweiundzwanzig Stunden später stand Trösenbeck erneut vor dem Beamten und erhielt endlich das Gewünschte, die Nummer «37».

Nun durfte er in den Wartesaal der Fremdenpolizei vorstossen und stellte fest, dort war es schön. Dort tummelten sich die wunderbarsten Kulturen der Welt. Türkinnen klammerten Kinder an ihre Röcke, zwei Marokkaner spielten Schach, ein Russe flötete traurige Melodien, eine Senegalesin knüpfte einer dicken Amerikanerin Zöpfe und zwei Thailänderinnen lächelten Trösenbeck freundlich zu. Trösenbeck lächelte freundlich zurück und fühlte sich sofort sehr wohl in diesem multikulturellen Basar der Wartenden. Er liess die türkischen Kinder in seinen Klumpen Schifffahrt spielen, gab den Marokkanern Tipps gegen Schachmattigkeit und tanzte mit der Senegalesin und der Amerikanerin zur traurigen Flötenmusik.

Langsam veränderte sich die Bevölkerung in der Wartehalle. Polizisten riefen Nummern und baten die jeweiligen Besucher mitzugehen. Niemand kehrte mehr zurück. Dafür trafen ständig neue Wartende ein. Es war wie auf dem Transfermarkt einer besseren Fussballmannschaft: Für die Marokkaner kamen Argentinier, die Türkinnen wurden durch Chinesinnen ersetzt und nachdem der Russe verschwand, veranstaltete eine zehnköpfige bosnische Familie ein Pick-Nick.

Trösenbeck genoss die Szenerie so sehr, dass er den «37»-Ruf einer Polizistin fast überhörte. Schnell wurde er dann in ein Büro geführt, das mit ein paar Ordnern und einem dicken Polizisten ausgestattet war.

«Woher kommen Sie?», fragte der Mann und blickte mürrisch, als Trösenbeck seine Kapitänsmütze absetzte.

«Aus Bümpliz», antwortete Trösenbeck, «das heisst, ursprünglich, jetzt komme ich

natürlich direkt aus meiner schmutzigen kleinen Wohnung im Norden der Grachtenstadt.»

«Und warum sind Sie hier?»

«Ich liebe das Land der Holländer, das saftige Gras in den Pfeifen, die Hunde, die hier überall ihren Kot deponieren dürfen, das Fahrradfahren in der Nacht ohne Licht, dafür mit lauter Klingel, und natürlich das Tramfahren. Ich liebe das holländische Leben, das ich in Bümpliz nicht leben darf.»

«Haben Sie Arbeit?»

«Ich komponiere Seemannslieder.»

«Haben Sie eine Sozialversicherungsnummer für Ihre Arbeiten?»

Trösenbeck überreichte dem Polizisten die Nummer «37». Der Polizist schüttelte den Kopf und sagte: «Gehen Sie jetzt sofort zur Steuerbehörde. Holen Sie sich eine Sozialversicherungsnummer. Dann muss ich die Bescheinigung 2-B von Ihrem Arbeitgeber haben, die besagt, dass er keine Qualifizierten innerhalb der Festung Europa für diese Arbeit gefunden hat und auf einen Mann wie Sie angewiesen ist. Schliesslich muss ich noch die städtische Wohnbescheinigung haben, dass Sie nicht zur Untermiete in einer Wohnung wohnen.»

«Aber ich wohne in Untermiete, dafür zahle ich doppelt soviel wie in einer normalen Wohnung. Ich fördere den flotten Geldkreislauf Ihres herrlichen Landes.»

«Schön. Besorgen Sie sich trotzdem eine reguläre Mietwohnung. Tag.»

Der Polizist drückte auf einen Knopf und Trösenbeck wurde durch eine Falltüre nach draussen spedit.

Bei der Steuerbehörde erhielt Trösenbeck die Nummer «788» und erfuhr nach drei Stunden Wartezeit, dass er zuerst die Bescheinigung 2-B vom Arbeitgeber holen musste.

Trösenbeck erklärte, eigentlich sei er selber Arbeitgeber. Die Steuervögte antworteten, er müsse zur Handelskammer gehen und eine Selbständigkeitserklärung anfordern.

Trösenbeck beschloss, zuerst die Wohnbehörde aufzusuchen. Dort gab es keine Nummern, sondern eine Warteliste für reguläre Wohnungen. Trösenbeck trug sich in die Liste ein und überbrückte die Wartezeit erneut mit acht Kaffee im Coffeeshop.

Als er zurück kam, war er immer noch zuunterst auf der Warteliste und wurde darüber aufgeklärt, dass er mindestens zwölf Jahre warten müsse, bis er die Spitze der Liste erreichen würde. Inzwischen hätte man, klärte ihn ein eifriger Wohnbeamte auf, seine Wohnung geräumt, da er dort illegal zur Untermiete wohnte. Seine Möbel, Pfannen und das Heftchen mit den Kompositionen der Seemannslieder befänden sich am alten Hafen in einem Schuppen.

Zufälligerweise war dieser Schuppen neben der Handelskammer. «Genial», dachte sich Lö Trösenbeck, der schon hoffte, sein Glück habe sich endlich gewendet, «jetzt kann ich gleich zwei Aufgaben verbinden.»

Er holte sich eine Wartenummer in der Handelskammer und überbrückte die Wartezeit mit einem Besuch im Schuppen. Mit seinen Möbeln, Pfannen und dem Heftchen mit den Seemannsliederkompositionen begab er sich dann nummerngerecht zur Handelskammer.

«Wir brauchen zuerst eine Bestätigung, dass Sie Ihren Geschäftsstandort in Amsterdam haben», sagte der Handelskammerer.

Trösenbeck zeigte auf sein Hab und Gut, das er ins Vorzimmer des Beamten gestellt hatte, und sagte: «Hier, bitte sehr, mein momentaner Geschäftsstandort.»

Der Kammerhändler lachte und sagte: «Bitte, schliessen Sie die Türe beim Herausgehen.»

Lö Trösenbeck war die Lust, ein richtiger Holländer zu werden, vergangen. Er packte den nächsten Zug nach Bümpliz. Bei der Grenze zum kleinen Alpenland, stellte er fest, dass er den roten Pass mit dem weissen Kreuz verloren hatte. «Muss wohl ins alte Hafenbecken gefallen sein, als ich meine Habseligkeiten packte», sagte er zum Schweizer Zöllner und gab damit den Startschuss zu einem neuen Lauf durch Ämter, Handels- und Wohnkammern, Einwohnerregister, Familienbüchereien, Heimatorten, Zivilstandsämter,

Steuerbüros und Fremden-, Bundes-, Kantons- und Gemeindepolizeien. Am Schluss hatte Trösenbeck gelernt, dass es tatsächlich einfacher war, den Staat zu hassen, als ihm seine Liebe zu schenken.

Ganz heimlich beschloss er, dass, sobald der Tag kam, an dem der Treibhauseffekt zünden und das Königreich der Niederlanden in den Fluten der Weltmeere versinken würde, er sich einen Job bei der Bümplizer Fremdenpolizei (ca. 600 m.ü.M.) angeln und bössartig lächelnd Nummern verteilen würde.

Erschienen im Megafon, Nr. 274, August 2004 (www.megafon.ch)

© 2004 troesenbeck.com